

Rezensionen

Thomas Wild (2016) *Mit dem Tod tändeln. Literarische Spuren einer Spiritualität des Sterbens*. Stuttgart: Radius. ISBN 978-3-87173-645-2; 292 Seiten; Preis: D 20,00 €

Besprochen von **Christoph Gellner**,
E-Mail: christoph.gellner@tbi-zh.ch

DOI 10.1515/spircare-2016-0225

Vorab online veröffentlicht 7. Juni 2017

„Das Ende ist so unermesslich, es hat seine eigene Poesie“ (Roth 2009: 164), lässt der amerikanische Schriftsteller Philip Roth eine Frauenfigur seines Romans „Exit Ghost“ sagen, der wie seine letzten Werke um Alter, Krankheit und Tod, um körperlichen und geistigen Zerfall kreist. Zu allen Zeiten haben Dichter sich schreibend dem Skandal der Sterblichkeit angenähert, eigene Vorstellungen, Ängste und Zweifel angesichts der Endlichkeit menschlicher Existenz zur Sprache gebracht. Wie Thomas Wild, Theologe, Systemtherapeut und Seelsorger am Berner Inselspital, beobachtet, hat sich in der Gegenwartsliteratur der letzten Jahrzehnte eine existentielle Auseinandersetzung mit Sterbeprozessen etabliert, die sich weitgehend aus den Fangarmen der Disziplinarmächte Religion und Wissenschaft gelöst habe. Ganz nah am Nerv der Zeit manifestiere sich darin „eine reflektierte *Spiritualität* des Sterbens. Aufzeichnungen Erkrankter, Rückblicke Hinterbliebener, Romane, die um die Themen *Sterben* und *Tod* kreisen, überliefern in narrativer Form Innenseiten dessen, was in der Fachliteratur meist im Interesse außenstehender Positionen verhandelt wird“ (Wild 2016: 8).

Zeitgenössische Literatur, die das eigene Sterben oder das Sterben anderer und das Trauern um sie thematisiert, nimmt nicht nur virulente aktuelle gesellschaftliche Verständigungsprozesse auf wie die Debatten um sog. Sterbehilfe, Palliativmedizin und Bestattungspraktiken, die eine neue Sichtbarkeit des Todes markieren. Vielmehr liegt die Fähigkeit der Literatur „von Haus aus“ gerade darin, rund um die Grenzerfahrungen von Sterben und Tod auszubuchstabieren, was dabei meist verschwiegen und tabuisiert wird: „Ängste, Imaginationen, Nichtwissen, Unabgegoltene“ (Neufeld & Vedder 2015: 397). Ihr Mehrwert besteht im Lautwerden von Anschauungen und Empfindungen wie im Ringen um angemessene Sprache im Umgang mit Existentiellen. Gerade wer über den Tod nachdenkt, bekommt die Einmaligkeit des Lebens neu und vertieft in den Blick. Thomas Wild zitiert aus der Frankfurter Poetik-Vorlesung des Schweizer Autors Peter Bichsel: „Eine Geschichte trägt die Besänftigung der Welt in sich [...] Was eine Form findet, verliert die chaotische

Gefährdung“ (Bichsel 1982: 11). Pointiert stellt eine Romanfigur des Aargauer Schriftstellers Andreas Neeser heraus: „Die Geschichten über das Sterben sind Platzhalter für die Sprachlosigkeit im Eigenen [...] Manchmal scheint mir, all die Toten, denen man auf irgendeine Art und Weise schon begegnet ist, reichen nicht hin, sich eine Vorstellung vom wahrhaft leblosen Körper zu machen. So verstörend die Bilder sein mögen, das wahre Gesicht des Todes ist jenseits aller Vorstellbarkeit“ (Neeser 2014: 102, 108).

In zwanzig thematisch strukturierten Kapiteln beleuchtet Wild ausgewählte Aspekte rund um Sterben und Tod und verweist dabei auf eine Fülle ganz unterschiedlicher Texte. Neben hochstehender Belletristik – etwa David Grossmans Trauer um seinen im Libanonkrieg gefallenen Sohn („Aus der Zeit fallen“), Julian Barnes' Schmerz über den Verlust seiner geliebten Frau („Lebensstufen“), Anna Mitgutschs Totenklage über ihren verstorbenen Gatten („Wenn du wiederkommst“) oder Judith Hermanns Erzählungen übers Sterben, Weiterleben und Zurückbleiben („Alice“) – führt er Joachim Meyerhoffs Trilogie „Alle Toten fliegen hoch“, Karl Ove Knausgards „Sterben“ ebenso an wie Peter Nadas Nahtoderfahrung „Der eigene Tod“ oder einen Bestseller wie Irvin D. Yaloms „In die Sonne schauen“, in dem der bekannte Psychologe der Frage nachgeht, wie man die Todesangst überwindet. In jüngster Zeit sind zahlreiche autobiografische Krankheits- und Sterbenarrative erschienen, die aus akuter Eigenerfahrung den sonst ins Verschämt-Private abgedrängten Tod öffentlich besprechbar halten. Neben Christoph Schlingensiefs „Tagebuch einer Krebserkrankung“ und Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ behandelt Wild das posthum publizierte Spitaltagebuch des Filmemachers Peter Liechti „Dedications“ und Martin Odermatts Selbstverständigungstext „Ich wurde zu Sand und Wasser“. In Noelle Chatelets „Die letzte Lektion“ nimmt eine Tochter Abschied von ihrer alten, sterbewilligen Mutter, Joan Didion beschreibt in „Das Jahr magischen Denkens“ das erste Jahr nach dem Tod ihres Mannes, Tiziano Terzans „Das Ende ist mein Anfang“ und Ueli Oswalds „Ausgang“ den Tod ihres Vaters. Davon handeln auch Sandor Marais „Bekenntnisse eines Bürgers“. Das Sterben ihrer Mutter beschrieben Simone de Beauvoir und der Sohn von Susan Sontag. Darüber hinaus bezieht Wild Peter Nolls „Diktate über Sterben und Tod“, Kurt Martis Spätsätze „Heilige Vergänglichkeit“ und Dorothee Sölles „Mystik des Todes“ ein.

Wilds Buch ist dort am stärksten, wo es Schriftstellerinnen und Schriftsteller ausreden lässt, ihren gedeuteten und verdichteten Erfahrungen Raum gibt und erzählt, was sie zu erzählen haben. „Als ich jung war, hing ich weniger am Leben“, staunt Ruth, die Hauptfigur in Monika Marons Roman „Zwischenspiel“. Die Realität ihres mit

Sicherheit zu erwartenden Todes kann sie denkend nicht antizipieren: „Es war nicht das Sterben an sich, auch nicht der Abschied von den Menschen, die ich liebte, sondern nur dieses Wegsein, mein Wegsein, das mir so unverständlich blieb wie die Unendlichkeit des Weltalls oder der Urknall, der ja sofort die Frage aufwarf, was vor dem Urknall passiert war, damit er überhaupt zustande kommen konnte. Dabei kam mir der Tod anderer Menschen, sogar der meiner Mutter, durchaus natürlich vor. Menschen wurden geboren, und wenn sie alt oder krank waren, starben sie. Milliarden Menschen waren zuerst da und dann weg. Aber es gelang mir nicht, mich in diese Natürlichkeit einzureihen [...] die Kränkung lag eben im Wegsein, während alles andere, die Stadt, die Straße, das Haus, der Stuhl, die Bilder, das Bett noch da sein würde“ (Maron 2004: 76–77). In immer neuen Anläufen beschreibt Harold Brodkeys „Geschichte meines Todes“ den Prozess der Neuausrichtung, der Re-Fokussierung der eigenen Aufmerksamkeit angesichts des durch Aids bedingten körperlichen Verfalls. Brodkey leuchtet gewissermaßen die Innenräume des Bewusstseins im Übergang vom Sein zum Nichtmehrsein aus und unternimmt den Versuch, diese Einkehr des Bewusstseins in sich selbst zu protokollieren. So gewährt er einen fesselnden Blick hinter die Phänomene seines „Akzeptierens, Entwirrens und Verschwindens“. Als Einwilligung in das große Schweigen und Staunen erfährt er den fortschreitenden Kraft- und Subjektverlust, die Verflüchtigung des Ich als unaufhaltsamen Weg in die „unerträgliche Leichtigkeit des Nichtseins“: „Nun gehört man ganz und gar der Natur, der Zeit: die Identität war ein Spiel [...] Es ist der Tod, der bis zum Mittelpunkt der Erde, der großen Grabkirche, welche die Erde ist, hinabreicht, und andererseits bis zu den gekrümmten Rändern des Universums, wie man es dem Licht nachsagt [...] auf dem geschmeidigen Wasser, unter dem Himmel, unverankert, reise ich nun dahin und höre mich lachen, zuerst vor Nervosität und dann vor echtem Staunen“ (Brodkey 1996: 35, 176, 183, 188–189).

Auch religiös-weltanschaulich spiegelt das Buch ein weites Spektrum. Christopher Hitchens „Endlich. Mein Sterben“ ist eine radikale Abrechnung mit frömmlicher Bigotterie und Oberflächlichkeit, mit religiösen wie populärpsychologischen Erklärungen und Ratschlägen. Für Jürg Amann stellt der Tod nichts anderes dar als einen „Fehler in der Welt“, den „Ur-Fehler der Schöpfung“: „Der Gedanke an den Tod ist immer unerträglich, aber noch unerträglicher als sonst ist er, wenn man liebt. Mit der Liebe versuchen wir uns davon abzulenken, dass wir sterblich sind. Aber wenn wir wirklich lieben, leiden wir unter unserer Sterblichkeit nur um so mehr“ (Amann 2008: 87). Markus Werners Roman „Froschnacht“ wirft die Frage auf,

ob nicht jeder Trost letztlich am Schrecken des Todes kläglich scheitern muss. Den Hang zu Verklärungen innerhalb und außerhalb religiöser Institutionen kritisiert auch Thomas Wild. Sterben ist ein Geschehen, so sein Resümee, „in dem das Süße und das Bittere sich nahe sind, ebenso wie das Tröstende dem Traurigen, das Leichte dem Schwere, das Humorvolle dem Dramatischen und das Noble dem Frechen. Sterben ist gewiss kein Honiglecken und das Tändeln mit dem Tod kein oberflächlicher Flirt“ (12).

Aufs Ganze traut Thomas Wild der Literatur m.E. jedoch zu wenig zu und lässt sie über weite Strecken nicht wirklich ihr Eigenes sagen. Immer wieder referiert er eingehend Einsichten aus Philosophie, Soziologie und Theologie, aktuelle Forschungsergebnisse aus Sterbe- und Pastoralpsychologie sowie eigene Seelsorgeerfahrungen, um ihm wichtige Aspekte zu verdeutlichen oder in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Primär an inhaltlichen Querverbindungen orientiert, werden die verschiedenen literarischen Zeugnisse weithin unter Absehung von ihrer ästhetischen Form und Gestalt als blosse Zitatsplitter angeführt. Eine Anknüpfung an den aktuellen Forschungsstand von Theologie und Literatur ist weder methodisch noch in Bezug auf den behandelten Themenschwerpunkt erkennbar. Ein stärkerer Fokus auf die spezifisch literarisch-ästhetischen Zugangsweisen würde es erlauben, zeitgenössische Spielarten des Spirituellen in der literarischen Auseinandersetzung mit Sterben und Tod heraus zu profilieren.

Literatur

- Amann J (2008) Nichtangst. Fragmente auf Tod und Leben. Innsbruck: Haymon.
 Bichsel P (1982) Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Darmstadt: Luchterhand.
 Brodkey H (1996) Die Geschichte meines Todes. Reinbek: Rowohlt.
 Maron M (2013) Zwischenspiel. Frankfurt a. M.: Fischer.
 Neeser A (2014) Zwischen zwei Wassern. Innsbruck: Haymon.
 Roth P (2009) Exit Ghost. Reinbek: Rowohlt.
 Neufeld AK, Vedder U (2015) Einleitung zum Themenheft „An der Grenze: Sterben und Tod in der Gegenwartsliteratur“. Zeitschrift für Germanistik Neue Folge 25:495–498.